



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Wachstum Berlins und der Maurerstreik.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

solcher Beziehungen zu verbürgen geeignet waren, die Nachbarn dem russischen Einflusse zugänglich machten und den Handelsverkehr zu fördern versprachen. Es kamen mit andern Worten nach 1870 verschiedene Konventionen zum Abschlusse, durch welche freier Verkehr der russischen und bucharischen Kaufleute, das Halten diplomatischer Agenten in Buchara und Kokand, und andererseits bucharischer und kokandischer in Taschkend, der nunmehrigen Hauptstadt Turkestan, gewährleistet, der Zoll auf dritthalb Prozent des wirklichen Wertes der Waaren festgesetzt und den russischen Geschäftsleuten die Erlaubnis zum Durchzug durch Buchara und Kokand erteilt wurde. Der Erfolg dieser Übereinkünfte war nicht unbedeutend, 1879 gingen, wie Saworski berichtet, russische Waaren schon in ziemlicher Menge nach Buchara und bis auf die Märkte Afghanistan.



Das Wachstum Berlins und der Maurerstreif.



In der Schule haben wir (Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre) gelernt, Berlin habe 240 000 Einwohner; gegenwärtig zählt es gegen 1 300 000, und sicherlich wird das Jahrzehnt nicht zu Ende gehen, ohne die Einwohnerzahl von 1½ Millionen überschritten zu sehen. Soweit ist Berlin schon jetzt hinsichtlich des Verhältnisses seiner Einwohnerzahl zu der des deutschen Reiches auf dem Punkte angekommen, auf dem Paris zur Zeit der großen Revolution stand. Ob es in gleichem Verhältnisse fortschreiten, ob es allmählich einen ähnlichen geistigen und wirtschaftlichen Einfluß auf Deutschland in sich ausbilden wird, wie Paris ihn damals schon auf Frankreich übte und seitdem zu immer größerer Entwicklung gebracht hat — das mögen offene Fragen sein. Aber zweierlei wird man sich klar machen müssen: daß, wesentliche Fortdauer der heutigen politischen und wirtschaftlichen Zustände vorausgesetzt, in absehbarer Zeit kein Grund vorliegt, weshalb das Wachstum Berlins aufhören oder in ein langsameres Tempo verfallen sollte; und daß alle gemüthliche Abgeneigtheit gegen Berlin, die Berliner und das Berliner Wesen nichts an der innern Notwendigkeit einer Entwicklung ändert, welche Berlin in nächster Zeit noch weit mehr als bisher zur geistigen, wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen, industriellen und kommerziellen Hauptstadt Deutschlands machen und die Stadt an der Spree in immer steigendem Maße in den Punkt verwandeln wird, über den alles, was unser Volk bewegt, seinen Weg nehmen muß.

Diesen Vorderatz halte man vor allem fest. Der moderne Staat breitet — das ist recht eigentlich sein Wesen — sein Wirkungsgebiet immer weiter aus und zieht immer mehr Gegenstände in seine Sphäre hinein. So gewiß dies aber der Fall ist, so gewiß muß die Hauptstadt eines modernen Staates mehr und mehr der Brennpunkt werden, nach dem alles Wirkfame oder sich neu Gestaltende konvergirt. Die Beziehungen auf das politische Leben sind heutzutage auf allen Gebieten so massenhaft und einschneidend und sind in so sichtlicher Zunahme begriffen, daß nichts im Leben eines Volkes sich dem zu entziehen vermag. Es nützt nichts, dies zu beklagen und auf die, wie wir selbst sehr wohl wissen, großen Schattenseiten der politischen, sozialen u. s. w. Krankheit hinzuweisen, welche hiermit untrennbar verbunden sind. Die großen Nationalhauptstädte sind ein innerlich notwendiges Produkt des heutigen Staatslebens und der ganzen modernen Kultur, und je mehr wir Deutsche — etwas nachträglich — vollständig in die uns gebührende Stelle einrücken wollen, desto stärker müssen wir auch an dieser Entfaltung der hauptstädtischen Seite unsern Anteil auf uns nehmen. Auch damit kommen wir nicht weiter, daß wir Berlin wohl gern als wirtschaftlich, geistig und gemüthlich ungeeignet zu einer derartigen Rolle bezeichnen möchten. Es ist kein Zweifel darüber möglich, daß Berlin schon heute die außer allem Verhältnis bedeutendste Industriestadt Deutschlands ist, daß (eben darum!) immer neue Gewerbezweige sich in Berlin niederlassen, und daß Lage und unmittelbares Gebiet von Berlin, obwohl anscheinend nur dritten Ranges, sich doch als höchst hervorragend erwiesen haben. Bringt doch, um nur einiges anzuführen, die geringgeschätzte kleine Spree fast soviel Zentnergewicht nach Berlin als das Dutzend in Berlin mündender Eisenbahnen, und ist doch ein System von Kanälen nach und um Berlin projektirt, welches eine heute noch ganz ungeahnte Größe des künftigen Wasserverkehrs in Aussicht stellt; bietet doch die nähere und weitere Umgebung nicht nur landwirtschaftliche Produkte in großer Menge und von vorzüglicher Beschaffenheit, nicht nur Ziegel- und Kalksteine, sondern höchst wahrscheinlich auch Braunkohlen und wohl noch andres, und hat doch die als reizlos verschrieene Umgebung einen Reichtum an Wäldern, Seen und Hügeln und von hier aus sich ergebenden herrlichen Punkten, daß es begreiflich wäre, wenn sich Berlin am Ende noch als Reiseziel für den Landschaftstouristen und als Wohnstätte von seltner Annehmlichkeit aufspielte. Was aber das geistige und gemüthliche Leben betrifft, so stellt man sich vielfach die Sache ärger vor, als sie ist; was im übrigen Deutschland als berlinisches Wesen gilt, ist vielfach nur das Wesen der Berliner Juden oder eines vordringlichen Theiles derselben. Geistige Schärfe und Beweglichkeit sind da, weichherzige Milde, Naturschwärmerei, Sinn für das üppigste Vereinsleben einerseits, für eingezogene Häuslichkeit andererseits ist auch da, und zwar alles in einer Qualität und Quantität, wie sich solche für eine Haupt- und Großstadt schicken — nun, da wird man sich schon bescheiden müssen, die Ingredienzien

für die deutsche Nationalhauptstadt hier zu suchen und zu finden. Es giebt nun einmal keine Stadt, die auch nur annähernd mit ähnlichem Rechte die Befähigung zur Reichs- und Volkshauptstadt geltendmachen könnte. Die einzige Stadt, welche überhaupt ohne Lächerlichkeit außer Berlin noch einen Anspruch hierauf erheben könnte, wäre Hamburg, und gerade hier würden doch offenbar schon die negativen Gründe (selbst ohne die positiv für Berlin sprechenden) zur Beseitigung dieses Anspruches ausreichen. Man vergeße endlich nicht, daß der Vorwurf: zunächst nicht das ganze Deutschland, sondern nur dasjenige der umliegenden Landschaften wiederzuspiegeln, jede Stadt ohne Ausnahme trifft, und zwar umso mehr, je kleiner sie ist; auf Berlin, die Millionenstadt, mit ihren tausenden von Bewohnern aus jeder kleinsten und entlegensten deutschen Landschaft, findet dieser Punkt jedenfalls die verhältnismäßig schwächste Anwendung. Keine deutsche Stadt ist in gleichem oder auch nur halbwegs ähnlichem Maße wie Berlin eine energisch ausgeprägte Individualität für sich, und eben darum kann keine dieser Stadt den Anspruch, die notwendige Hauptstadt des deutschen Reiches zu sein, streitig machen.

Also Berlin bleibt Hauptstadt, und es wird auch noch auf vielen Gebieten Hauptstadt werden, auf denen es dies noch nicht ist. Dann dauert aber auch das Wachstum Berlins noch längere Zeit mindestens in dem bisherigen Verhältnisse fort. Man könnte ja mit gutem Rechte sagen, daß dieses Verhältnis sogar ein stetig wachsendes sein müsse, da eine nach Prozenten der Bevölkerung fortschreitende Vermehrung eine stetige Erhöhung der Personenzahl bedingt, um welche die Bevölkerung sich jährlich vermehrt, und da auch die prozentuale Zunahme eher eine Tendenz haben wird, größer als kleiner zu werden; aber es mag hiervon abgesehen und die gegenwärtige jährliche Zunahme um etwa 40 000 Seelen als für die nächste Zeit maßgebend betrachtet werden. Selbst bei dieser mäßigen Berechnung wird Berlin im Jahre 1890 die Bevölkerungszahl von $1\frac{1}{2}$ Millionen erreichen; in das zwanzigste Jahrhundert wird es, daran zweifelt wohl niemand im Ernste, als Zweimillionsstadt eintreten. Es müßten schon außerordentliche Katastrophen sich ereignen, um diese Entwicklung merkbar zu beeinflussen, aufzuhalten oder gar zurückzudrängen, und die Wahrscheinlichkeit spricht unsers Erachtens dafür, daß die Dinge, die sich bis dahin ereignen mögen, das Wachstum der Stadt eher noch beschleunigen werden. Ein großer Krieg z. B., wenn er nur nicht in Folge feindlicher Besetzung und etwaiger Folgen hiervon die Stadt Berlin in unmittelbare Mitleidenschaft zieht (was wir doch als unwahrscheinlich zu betrachten berechtigt sind), wird voraussichtlich eine Menge weiterer industrieller und kommerzieller Thätigkeit in Berlin konzentriren, und die Menge der in Berlin installirten Behörden wird durch einen solchen auch schwerlich geringer werden. Dazu kommt, daß jedes erhebliche Fortschreiten Berlins ja notwendig zur Einverleibung menschenwimmeler Ortlichkeiten in die Hauptstadt führt. Charlottenburg allein, über das ja längst

gesprochen und gestritten wird, würde 50 000 Seelen zuführen. Schöneberg ist schon so gut wie zusammengewachsen mit Berlin. Die „Provinz Berlin,“ das heißt der ganze im täglichen Verkehr auf Berlin angewiesene und hinsichtlich der unendlichen Masse seiner Interessen von Berlin garnicht zu trennende Bezirk, zählt heute schon nicht viel weniger als zwei Millionen Einwohner!

Nun läßt sich allerdings hierauf erwidern, daß für die Millionenstadt auch einmal der Punkt kommen werde, wo ihr Wachstum sich nicht mehr in gleicher, sondern in stetig schwächer werdender Proportion vollzieht, wie man dies bei London und Paris in der That beobachten kann. Es ist wahr, daß die Gründe, um deretwillen man die Großstadt aufsucht: das Beisammensein vieler Geschäfte und Geschäftsvorteile und außerdem vieler Annehmlichkeiten, sich verändern oder sich schließlich gar in ihr Gegenteil verkehren können, je mehr die Städte sich zu solchen Stadtungeheuern wie London auswachsen, und daß dabei die Schattenseiten der großstädtischen Verhältnisse Dimensionen annehmen, welche schließlich eine geradezu abschreckende oder austreibende Wirkung ausüben müßten. Aber jeder Kenner von Berlin, Berliner Geschäften und Berliner Zuständen wird bestätigen, daß dieser „Sättigungspunkt“ für Berlin bei weitem noch nicht erreicht ist, und daß innere Gründe, aus denen für die nächste Zeit auf einen Rückgang in der geschäftlichen Entwicklung Berlins geschlossen werden könnte, entschieden nicht vorliegen. Anders verhält es sich mit Paris, hier findet allem Anscheine nach von innen heraus ein Rückgang statt, weil das Leben zu teuer, die Konkurrenz mit dem Auslande zu schwer wird, in der Arbeiterwelt aber wohl eine Steigerung des Bedarfs, nicht aber eine solche der technischen und künstlerischen Leistungsfähigkeit stattfindet. Darum steht ja in gewissem Sinne der Rückgang von Paris in unmittelbarster Wechselwirkung mit dem Aufschwunge von Berlin. Das Lange und Kurze an der Sache ist, daß Frankreich als Staat, als Volk und als Wirtschaftsgebiet zurückgeht, während Deutschland sich im großen und ganzen, geistig wie geschäftlich in aufsteigender Linie befindet. Darum kann das Beispiel von Paris hier nicht herangezogen werden. Selbst hinsichtlich Londons ließe sich, freilich in beschränkterem Sinne, ähnliches sagen. Jedenfalls darf es als feststehend gelten, daß noch eine ziemliche Entwicklungsperiode abgelaufen sein oder eine ganz außerordentliche, zur Zeit nicht zu erwartende Verkettung ungünstiger Umstände eintreten muß, ehe das jetzige Wachstum Berlins ins Stocken kommt.

Seit Anfang dieses Jahrzehnts kann man, nachdem fünf bis sechs Jahre lang in Berlin eine eigentliche Bauhätigkeit garnicht stattgefunden hatte, wieder von einer solchen sprechen. Die Ursache ist bekannt. Nicht sowohl die Menge als vielmehr die Qualität der Wohnungen war während der Gründungsperiode in einem über das reelle, bleibende Bedürfnis kolossal hinausgehenden Maße gesteigert worden; Prachtlogis, herrschaftliche Räume wurden zu jener Zeit massenhaft errichtet, einfache Familienwohnungen so gut wie keine, sodaß in der

That eine Menge von Leuten, denen die Absicht, zu blenden oder über ihre Verhältnisse zu leben, unendlich fernlag, sich gleichwohl gezwungen sahen, viel „vornehmer“ und natürlich auch teurer zu wohnen, als dies sonst für angemessen gehalten worden wäre. Dabei herrschte der drückendste Wohnungsmangel; im Winter 1872/73 standen in Berlin nur noch 1500 Wohnungen leer (für Kleinstädter, die schon verzweifeln zu müssen glauben, wenn einmal drei Wohnungen unbesezt sind, möge bemerkt werden, daß dies ein geradezu furchtbares, unzählige in die absolute Unmöglichkeit unterzukommen versetzendes Verhältnis ist), und die Polizei mußte eine Zeit lang ein Auge zudrücken, als sich im Südosten vor den Thoren der Reichshauptstadt eine förmliche Barackenstadt etablirte, mittels deren die Obdachlosen sich so gut es ging gegen die Witterung zu schützen suchten. Nun kam (1873) der Krach. Bekanntlich dauerte es einige Zeit, bis derselbe seine vollen Wirkungen entfaltete; für Berlin und den weitaus größten Teil Deutschlands war es ja überhaupt kein akuter, sondern ein „schleichender Krach.“ So fand denn auch eine Bevölkerungsabnahme Berlins eigentlich garnicht statt, höchstens kam es von 1874 an zu einer Stockung, die aber auch nicht lange vorhielt. Aber dann leernten sich die Wohnungen. Warum? weil die Ansprüche tiefer und tiefer herabgedrückt wurden. Wie viele „herrschaftliche Wohnungen“ wurden nicht damals in zwei oder drei Teile zerlegt, wie viel schon flügge gewesene junge Eheleute sind bescheidenlich wieder zu den Eltern oder Schwiegereltern zurückgekehrt, wie viele Familienwohnungen sind wieder gegen ein Garçonzimmer vertauscht worden! Das waren die Gründe, unter deren Eindruck die Zahl der leerstehenden Wohnungen höher und höher anschwoll, bis sie im Jahre 1879 (trotz der damals schon wieder eingetretenen bedeutenden Volksvermehrung) auf die schwindelnde Höhe von 23 000 gestiegen war. Erst von da an nahm sie ab, und sofort regte sich auch wieder die Bauhätigkeit. 1881 standen schon nur noch 19 000, 1883 nur noch 13 000 Wohnungen leer, und schon im letztgenannten Jahre stellte sich die Zahl der Mietpreiserhöhungen ins Gleichgewicht mit der Zahl der Herabsetzungen. Die Bauhätigkeit, anfangs eine zögernde und vorsichtige, nahm schnell genug von neuem alle Formen der Bauspekulation, um nicht zu sagen des Bauschwindels an; schon von 1882 an datirt die rasend schnelle Entstehung ganzer Straßen — man vergleiche nur z. B. den Zustand der Ecke an der Potsdamer Bahn, zwischen dem Dennewitzplatz und Schöneberg, 1881 und 1884! Aber auf das Bedürfnis übten diese massenhaften Neubauten kaum einen Einfluß. Im Herbst 1884 war die Zahl der leerstehenden Wohnungen schon auf 7 000 gesunken, darunter erschreckend wenig bessere. Wie groß oder vielmehr wie klein die Zahl jetzt noch ist, erfährt man nicht! Die leitenden Kreise scheinen in diesen Veröffentlichungen ein Haar gefunden zu haben, und es ist ja jetzt, angesichts des Streiks, nicht zu leugnen, daß die Berliner Baugewerkszeitung einen bessern Riecher hatte, als sie noch während der letzten Jahre zur allgemeinen Verwunderung fort-

während über die schlechten Aussichten des Baugeschäfts und der Hausbesitzer jammerte! Man lasse es sich gesagt sein: trotz allen Bauens wird nächstes Jahr in Berlin Wohnungsnot sein. Daß dies zum Teil nicht auf die Bevölkerungszunahme, sondern auf die seitdem wieder mächtig gestiegenen Ansprüche an Größe und Beschaffenheit der Wohnungen zurückzuführen ist, kann uns hier gleichgiltig sein; mit dieser Thatsache mögen sich die über Verarmung und unerschwingliche Brotpreissteigerungen wehklagenden fortschrittlichen Zeitungen herumschlagen. Sicher ist, daß alles Bauen der letzten Jahre lange, lange nicht genügte, um auch nur die sinkende Zahl leerer Wohnungen aufzuhalten, und im Grunde ist dies auch ganz natürlich. Denn wenn wir ein Haus mit zehn Wohnungen als den Durchschnitt betrachten, so wird die Bevölkerung eines solchen Durchschnittshauses auf fünfzig bis sechzig angenommen werden können, und es müssen dann also jährlich in Berlin 660 bis 800 solcher Durchschnittshäuser gebaut werden, um die Zunahme zu decken, wobei von einer Steigerung des Qualitätsanspruches noch gar keine Rede ist. In keinem der letzten Jahre ist es aber auf 500 Neubauten gebracht worden, und unter den entstandenen befanden sich viele kleinere Häuser. Die im Innern der Stadt zu besserer Ausnutzung des Terrains vorgenommenen Um- und Neubauten machen auch das Kraut nicht fett, zumal da ihnen massenhafte Austreibungen kleiner und mittlerer Leute zu gunsten von Luxusbauten, z. B. in der neuen Kaiserstraße, gegenüberstehen. Im nächsten Jahre stehen keine 3000 Wohnungen mehr leer, und dann ist Wohnungsnot — furchtbarer als zu Anfang der siebziger Jahre, weil die Stadt seitdem viel ausgehnter und die Bevölkerung viel größer geworden ist!

Das ist nun alles eigentlich auch garnicht merkwürdig. Aber etwas andres ist merkwürdig: die Gewaltsamkeit nämlich, mit der die Berliner vor dieser Lage der Dinge und ihren unvermeidlichen Konsequenzen die Augen verschließen. Man versuche es einmal, einem Berliner diesen Standpunkt klarzumachen; er wird dann zwar verdrießlich gereizt werden, weil er sich an die damalige Wohnungsnot sehr ungerne erinnern läßt, aber ihn von dem Herannahen einer neuen Wohnungsnot zu überzeugen, ist völlig vergebliche Mühe. Was aber das merkwürdigste ist: selbst die unmittelbar interessirten Geschäftsleute, Hausbesitzer, Häuserspekulanten, Bauunternehmer u. s. w. glauben nicht an das Bedrohliche eines Ereignisses, welches doch schon an die Thüren klopft. Diesen Leuten liegt nämlich der Krach noch heute in allen Gliedern. Seine Wirkungen waren so einschneidende, d. h. wenn auch nicht plötzlich eintretende, doch dafür umso dauerhaftere, daß heute noch der Durchschnittsberliner die Vorstellung nicht loswerden kann, eigentlich sei der Krach seitdem in Permanenz, und es werde auch gar niemals wieder gründlich besser werden. Die Masse der Mieter aber kann in entgegengesetztem Sinne die Vorstellung nicht fassen, das schreckliche Elend jener Zeit könne einmal wiederkehren, ja seine Wiederkehr drohe in

nächster Nähe. Gewiß giebt es Leute, welche sorgenvoll den Gang des Wohnungsgeschäftes verfolgen und zu den gleichen Schlussfolgerungen gelangen wie wir; aber auch sie wissen sich nicht anders zu helfen, als indem sie gleichsam Mitglieder einer stillschweigenden Verschwörung bilden, die den Gedanken einer wiederkehrenden Wohnungsnot nach Kräften zurückdrängt und totschweigt oder für unmöglich, für undenkbar, für unzulässig erklärt, und dadurch den Ausbruch so lange als möglich hinauszuschieben sucht. Da nun in der That die Wohnungsnot erst in dem Augenblicke da ist, wo sie den Leuten zum Bewußtsein kommt, so ist es mit diesen schwachen Einflüssen oder Mitteln gelungen, bis heute den Sturm zu beschwören. Daß er sich aber nicht mehr für dieses ganze Jahr beschwören lassen wird, dafür hat der starke Anstoß gesorgt, den die streikenden Maurer der ganzen Angelegenheit gegeben haben.

Wenn eine Erfahrung als eine feststehende und unter der Herrschaft des Industrialismus allenthalben sich wiederholende bezeichnet werden kann, so ist es die, daß die Annahme einer verhältnismäßig raschen Ausgleichung zwischen Angebot und Nachfrage, zwischen flottem Geschäftsgange und entsprechender Lohnsteigerung, zwischen hervortretendem Bedürfnis und Befriedigung desselben — eine irrige ist. Das Bedürfnis mag noch so groß, die Nachfrage noch so energisch sein — ehe ein tüchtiger Anstoß gegeben ist, nützt alles nichts. Ebenso gehen auch die Lohnsätze ihren gewohnten Gang, und es ist durchaus nicht wahr, daß im Verhältnis zu steigenden Preisen und steigender Arbeitsnachfrage sie sich „ganz von selbst“ bessern: wenn die Lohnfrage nicht von außen her einen kräftigen „Stumper“ bekommt, so rührt sie sich im wesentlichen nicht vom Flecke. Wir lassen nun die Frage, inwieweit der vor dem Streik bezahlte Lohn ein auskömmlicher und der Lohnhöhe in andern Städten entsprechender gewesen sei oder nicht, zunächst auf sich beruhen; aber wir glauben sagen zu dürfen, daß die Frage, ob die Maurer berechtigt waren, auch hinsichtlich ihres Lohnes eine Berücksichtigung der gestiegenen Arbeitsnachfrage zu verlangen, von jedem Unbefangnen bejaht werden muß. Damit ist nicht gesagt, daß der ganze von den Arbeitern erhobene Anspruch den Verhältnissen gemäß war, auch nicht, daß dieser ganze Anspruch durchgesetzt werden kann. Aber möge der Streik nun siegreich durchgekämpft werden oder nicht, so steht es doch fest, daß die Löhne steigen und, unter Mithilfe der durch den Streik geschaffenen Umstände, auf längere Zeit eine steigende Tendenz erhalten werden. Denn so lange es eine unerschütterliche Thatsache bleibt, daß die Bauhätigkeit der letzten Jahre bei weitem nicht genügt hat, um der Volksvermehrung zu entsprechen, so lange ist an einer wachsenden Arbeitsnachfrage nicht vorbeizukommen, ein wochen- wie monatelanger Streik kann nur dazu beitragen, dieselbe noch drängender zu machen, weil entweder das Versäumte nachgeholt werden oder das unbefriedigte Wohnungsbedürfnis umso rascher konstatiert werden muß. Würde einmal ein einziges Jahr hindurch garnichts gebaut werden, so gäbe es ja thatsächlich keine leerstehenden Wohnungen

mehr in Berlin! Keine Feder reicht hin, um den Zustand zu schildern, der dann über Berlin hereinbräche, und keine Polizeimacht der Welt würde alsdann die schrecklichsten Szenen von Berlin fernhalten können. Bis zu dem Augenblicke also, wo etwa wieder einmal ein Plus an Wohnungen produziert wird, werden und müssen die Maurer das Feld behaupten. Auch können wir hierin in der That kein so großes Unglück erblicken. Die Arbeiter wollen auch leben, und es kann billigerweise nicht in Abrede gestellt werden, daß der heute verlangte Lohn nach Berliner Verhältnissen immer noch durchaus kein exorbitanter ist. Man spricht viel von den kolossalen Löhnen der Bauhandwerker in den Gründungsjahren, von den üppigen Frühstücken, welche damals den Leuten zur Lebensgewohnheit geworden wären, und überhaupt den maßlosen Ansprüchen, an welche dieselben sich damals gewöhnt hatten; aber man vergißt zu sagen, daß damals auch die Sparkasseneinlagen kolossal wuchsen, und daß auch die Welt noch nicht untergeht, wenn der Arbeiter in besonders günstigen Zeiten auch einmal ein Glas Champagner trinkt. Soll Berlin eine in halbwegs gesunder Weise emporblühende Weltstadt sein — nun, dann muß doch wenigstens in einigen Branchen der Arbeiter ordentlichen Verdienst haben, und mehr als das ist unsers Erachtens ein Lohn von fünf Mark auf 200 bis 250 Arbeitstage nicht.

Nun hört man ja wohl sagen: die Bauunternehmer vermöchten diesen Lohn nicht zu bezahlen. Es mag sein, daß eine Anzahl jener Schwindelunternehmer, die eben einen Bau (mit fremdem Gelde) im Gange haben müssen, weil sie sonst nichts zu essen haben, und die ihre Unternehmungen fast regelmäßig damit abschließen, daß zahlreiche arme, fleißige Handwerker ihr Geld dabei verlieren — mag sein, sagen wir, daß eine Anzahl solcher Leute den Streik nicht aushält und zusammenbricht; die Regel ist dies zwar nicht, sondern gerade diese Leute sind es gewöhnlich, welche es auf alle Bedingungen hin zu ermöglichen wissen, daß bei ihnen weitergebaut wird. Sofern es vorkommt, ist das Unglück jedenfalls nicht groß, und das Verschwinden einiger dieser zweifelhaften Geschäftsleute würde nur dazu beitragen, das ganze Baugeschäft solider zu machen, ohne daß dadurch das reelle Baubedürfnis auch nur um ein Atom verringert werden würde. Was aber die reellen Bauunternehmer betrifft, so glauben wir gern, daß sie bei den gegenwärtigen Wohnungspreisen ihre Rechnung nicht genügend finden würden, wenn sie den Arbeitern ihre Forderung bewilligen, und wenn dann infolge hiervon auch eine Masse sonstiger Artikel und Arbeiten (wie wir dies weiter unten noch zur Sprache bringen werden) im Preise steigen. Indessen daraus folgt nicht, daß die Forderungen der Arbeiter nicht bewilligt werden können, sondern — daß die Berliner Mieten weiter steigen müssen. Was kann's helfen? Wozu nützt alles Wehklagen, daß man schon jetzt die Miete kaum erschwingen könne? Deswegen bleibt es doch wahr, daß in Berlin z. B. die Mieten immer noch, verglichen mit denen in andern Großstädten, eher

billig als teuer sind, und daß, wer in Berlin wohnen will oder muß, nun einmal nicht umhin kann, sich teure Mieten gefallen zu lassen. Bis jetzt ist jenes verzweiflungsvolle Ankämpfen der Berliner Mieter gegen eine Wiederkehr der Hausbesitzertyrannei, wie es sich in der obenerwähnten stillschweigenden Verschwörung aller Mieter kundgibt, insofern von Erfolg gewesen, als die Häuser auch heute (trotz immerhin schon gestiegener Mietpreise) meist noch nicht rentiren und als die Bauunternehmer nur unter der Voraussetzung billiger Arbeitslöhne und billiger Materialienpreise auf den gegenwärtigen Mietertrag hin bauen können. Das hört nun auf, die strikenden Maurer haben dem ein Ende gemacht. Nun bleibt es freilich hierbei nicht. Nicht allein, daß auch Zimmerleute, Putzer, Steinträger, Töpfer, Schlosser u. einen höhern Lohn fordern: auch die Ziegelsteine, bei deren Produktion in den letzten Jahren kaum etwas verdient wurde, bekommen wieder einen Preis, Sand und Kalk wollen nicht zurückbleiben u. s. w. Mit einem Worte: die Häuser werden teurer, und zwar viel teurer werden. Daß man dann die Wohnungen nicht wie saures Bier ausbieten wird, versteht sich von selbst. Nun wird es auch den Leuten erst zum Bewußtsein kommen, daß sie, die Hausbesitzer, wieder einmal die Herren und Meister sind, und den Mietern wird es zum Bewußtsein kommen, daß sie bei dem herrschenden Wohnungsmangel froh sein müssen, überhaupt noch ein Unterkommen zu finden. Das haben mit ihrem Streiken die Maurergesellen gethan!

Aber das ist noch nicht alles. Seit Jahren ist es im Kreise der Behörden sowohl als von der öffentlichen Meinung als unerläßlich anerkannt, eine neue Bauordnung zu erlassen, welche die Berliner Bau- und Wohnungsverhältnisse in durchgreifender Weise bessern soll. In bezug auf Abfuhr, auf Wasserversorgung, auf Straßenreinigung, auf öffentliche Beleuchtung, auf Anlegung von großen und kleinen Parks oder doch Schmuckplätzen in und neben der Stadt ist in letzter Zeit sehr viel geschehen; auch der jetzigen städtischen Verwaltung soll in dieser Hinsicht ihr Verdienst unbestritten bleiben. Aber die eigentlichen Wohnungszustände sind schauerlich. In keiner europäischen Großstadt leben die Menschen im Durchschnitt so dicht zusammengepreßt wie in Berlin, in keiner spielt die Kellerwohnung eine so verhängnisvolle Rolle wie in Berlin. Arbeiterfamilien aber, welche aus der Kellerwohnung flüchten, fallen der kaum minder schrecklichen Hinterhauswohnung in den Klauen. Der Bauplan der Berliner Durchschnittshäuser sorgt nämlich allerdings für einen „Hof,“ auf den die Fenster der Küche und der Schlafzimer gehen, während ein großes Hinterzimmer (das sogenannte „Berliner Zimmer“) sich mit nur einem Fenster gleichfalls auf den Hof öffnet und vorn hinaus die „guten Zimmer“ liegen; das ist indessen kein Hof, auf dem allenfalls Kinder spielen könnten, sondern es ist ein enger, schmutziger, stinkender Raum ohne Dach, unerläßlich für gewisse häusliche Geschäfte und den Hinterzimmern ein armseliges Surrogat für Licht und Luft gewährend, sonst aber zu nichts nütze. Auf diesen „Hof,“ und

nur auf ihn, gehen nun die Wohnungen des Hinterhauses, und man kann sich denken, was das für Aufenthaltsorte, für „Heimstätten“ ungezählter Familien sind. Hier und da finden sich in einem Häuserblock wohl noch Gärten, in welche man wenigstens vom dritten und vierten Stock aus den Blick gewinnt; aber sie sind selten geworden und schmelzen mit jedem Jahre mehr zusammen. Auch die kleinen Häuser, die in einigen selbst älteren Straßen vor Jahren anzutreffen waren und die auch nach innen zu die trostlose Einförmigkeit doch einigermaßen unterbrechen, werden immer vereinzelter. Draußen, im Westen, giebt es einige Straßen, die mit villenartigen Gebäuden durchsetzt sind, einige Straßen gegen das Innere zu tragen nach Anlage und Einrichtung einen vornehmeren, wohllicheren Charakter, in der neuen Kaiserstraße wird für ähnliches gesorgt werden; aber wie unbedeutend ist das im Vergleich mit den Häuserwüsten, die sich in manchen Stadtteilen von einer Straße her über eine ganze Reihe von Straßen hinweg ohne Unterbrechung ausdehnen! Daß da die Gesundheitsergebnisse keine glänzenden sein können, läßt sich denken. Alljährlich im Sommer giebt es eine Periode, während deren in Berlin mehr Menschen sterben als geboren werden; notorisch sind es namentlich die Säuglinge, überhaupt kleinen Kinder, welche das Hauptkontingent zu diesem Todestribut stellen. Es geschieht dies alljährlich während der heißesten Jahreszeit, sodaß der Zusammenhang der Wohnungsverhältnisse mit dieser furchtbar gesteigerten Sterblichkeit unverkennbar ist. Wie mag die Luft in den geschilderten Höfen während der Tropenhitze, die wir dieses Jahr hatten, gewesen sein! In einer Suliwoche dieses Jahres sind 898 Kinder geboren worden, 946 Todesfälle vorgekommen; sonst beträgt der Überschuß der Gebornen durchschnittlich 250, in dieser Woche sind also dreihundert Menschen an Berlin gestorben! Ist das nicht grauenhaft?

Da kam denn endlich der Entwurf einer neuen Bauordnung; von allem neu zu bebauenden Terrain, auch wenn dasselbe schon bebaut gewesen war, sollten jetzt nicht mehr als zwei Dritteile überbaut, der Rest zu Höfen oder ähnlichen Zwecken verwendet werden. Aber das Interesse derer, die am liebsten garnicht in der Ausnutzung des Terrains behindert sein möchten oder doch jedenfalls den jetzigen Zustand gern noch auf einige Zeit verlängert hätten, erwies sich mächtig genug, um der neuen Bauordnung wenn auch nicht ein „Zurück!“, so doch ein „Langsam, langsam!“ zuzurufen. Einen Sommer hat man jetzt glücklich mit Deliberiren zugebracht, und vielleicht wäre es ohne den Maurerstreik gelungen, noch einen zweiten heranrücken und vorübergehen zu lassen. Jetzt aber, wo sich die drängende Wucht des Bedürfnisses nicht mehr eindämmen lassen wird, hat auch dieser Punkt seine Gewalt verloren, und wir glauben hoffen zu dürfen, daß die Regierung eine neue Periode der Bauwut und der wilden Bauspekulation einfach nicht dulden wird, ohne daß die ärgsten Mißbräuche, die ärgsten Sünden gegen das künftige Berlin unmöglich gemacht sind. Das Publikum außerhalb Berlins ist so urteilslos, daß es sich

einreden läßt, der ganze gegenwärtige Aufschwung der Bauhätigkeit in Berlin komme nur davon her, daß angesichts der drohenden neuen Bauordnung die Leute schnell noch soviel wie möglich hätten fertig bauen wollen! Kann man Ursache und Wirkung toller verwechseln?

Sind nun die Berliner rettungslos dem Schicksale verfallen, Mietflaven der Hausbesitzer zu sein und von allem mühsam erarbeiteten Einkommen wie zu Anfang der siebziger Jahre ein Drittel für die Wohnung opfern zu müssen? und ist die Mietkaserne die unerläßliche Form für alles, was noch als neues Berlin entstehen kann? Leider: ja! sofern der Berliner nicht einen guten Teil seiner Natur ändert. Denn der Durchschnittsberliner ist ein wahrer Fanatiker seiner elenden Mietsetage, die es ihm ermöglicht, jeden Tag ein paarmal über die benachbarten Trottoirs zu flanieren und einen flüchtigen Blick auf die Ladenauslagen zu werfen, die ihn da von allen Seiten umgeben, und von wo aus er immer mit leichter Mühe einen Pferdebahnwagen findet, der ihn zu irgend einem sich als „Bergnügen“ oder „Unterhaltung“ betitelten Gewühl bringt. Daß der Mensch das krampfhaftes Zagen nach dieser Klasse angeblicher Vergnügungen entbehren oder doch auf bestimmte Tage beschränken könnte — der Gedanke ist ihm furchtbar. Darum, weil der vermeintlich so fortschrittliche Berliner in dieser Sache wie in allen Angelegenheiten seines sozialen Lebens mit so unerschütterlicher, konservativer Treue an seiner ärmlichen Mietsetage hängt, ist es nirgendwo so schwer wie in Berlin, dem Gedanken des Einfamilienhauses Eingang zu verschaffen. Gegen eine „Sommerwohnung“ zwar hat der Berliner, sogar der Angehörige der untern Mittelklassen, nichts einzuwenden, er hat im Gegenteil eine starke Neigung dazu, im Sommer für einen Spottpreis in einem benachbarten Orte zu wohnen und sich hier hinsichtlich der von ihm benutzten Räume noch mehr einzuschränken, wie er dies ohnehin gewöhnt ist; aber ständig außerhalb der geliebten Trottoirs zu wohnen — dazu entschließt er sich nur äußerst schwer. Es sind zwar verschiedene Anläufe unternommen worden, um den Berlinern den Besitz eines Einfamilienhauses mit Garten in einem der bequem zu erreichenden Berliner Vororte zu ermöglichen; die Gründung von Richterfelde, dann die von Westend u. a. stellen solche Anläufe dar, und man kann auch nicht sagen, daß die Gelegenheit unbenutzt geblieben oder die ganze Sache fehlgeschlagen wäre. Aber die Eigenart des Berliners und der Berliner Verhältnisse stellte tausend Hemmnisse in den Weg. Zuerst begriff man nicht, warum man, wenn man denn doch ein Haus baue, dann nicht gleich eins wenigstens für zwei, womöglich für vier Familien bauen sollte; dafür, daß man sich mit jeder Abweichung von dem Prinzip des Einfamilienhauses in bauliche und geschäftliche Schwierigkeiten einläßt, denen nur wenige gewachsen waren, hatte man lange kein Verständnis. Dann kamen der Krach und die ihm folgende maßlose Ängstlichkeit; um nur um des Himmels Willen keine Wohnung leerstehen zu haben, vermietete man zu wahren Schundpreisen und gewöhnte dadurch an die billigen Sommerwoh-

nungen in den besten, günstigst gelegenen Vororten (wie Friedenau und Steglitz) eine Klasse ganz geringer, auf weiter nichts wie auf eine kleine Mietersparnis bedachter Familien, mit deren Vorhandensein und deren naiver Voraussetzung, daß doch die Mietpreise hier auch fernerhin für sie erschwinglich sein müßten, man jetzt förmlich zu kämpfen hat. Endlich, als der Gedanke des Einfamilienhauses bei einer Anzahl von Leuten Wurzel zu schlagen begann, konnten manche sich doch von der Vorstellung nicht trennen, daß alles, womöglich selbst mit Einschluß von Speicher und Keller, auf einer Etage beisammen sein müsse; so wenig die Leute in der Stadt vor dem Ersteigen des dritten und vierten Stockwerkes zurückgeschreckt waren, so treppenscheu zeigten sie sich, wo es das eigne Heim galt. Nun, trotz alledem ist es auf diesem Gebiete zu einer nicht verächtlichen Entfaltung gekommen, und die Eröffnung der Stadtbahn, sowie die in anerkennenswerter Weise auf bequeme Vorortsverbindung hinwirkenden Maßregeln der Anhalter, Potsdamer und Görlitzer Bahn haben das Wohnen in den Vororten außerordentlich erleichtert. Aber bei kleinen Dimensionen ist das wirkliche Resultat immerhin bis heute geblieben. Die eigentliche Stadt hat, streng genommen, außer der Tiergartenstraße keine Villenstraße; Charlottenburg, Westend, Friedenau, Steglitz, Lichterfelde, Tempelhof, dann entlegener im Südosten Friedrichshagen, Erkner u. bieten deren wohl eine stattliche Anzahl, aber doch bei weitem noch nicht in einem Umfange, welcher sich mit dem der herrlichen Hamburger Villenvororte vergleichen ließe, obwohl die letztern von sonstiger Gunst der Verhältnisse, von Nähe der Stadt, bequemer und billiger Verbindung mit derselben u. zum großen Teil hinter den günstigeren Berliner Villenvororten weit zurückstehen. Der außerordentlichen Annehmlichkeit, welche Hamburg in dieser Hinsicht seinen Bewohnern bietet, die ja in diesen stundenweiten Gartenstraßen Spaziergänge von geradezu unvergleichlichen Reizen in stetiger Abwechslung unternehmen können, entbehrt Berlin zur Zeit noch in einem Maße, welches man, wenn man das Vorhandensein derartiger Anlagen selbst in vielen weit kleinern deutschen Städten in Erwägung zieht, fast schimpflich nennen möchte. Es ist wahr, daß an den Havelseen, gegen Potsdam hin, Villenkolonien in jüngster Zeit entstanden oder in der Bildung begriffen sind, welche einen ähnlichen Charakter wie die Hamburger Villenvororte tragen; aber dahin ist doch die Entfernung zu groß, als daß man ohne eine förmliche kleine Reise hingelangen könnte, und eben darum wird doch auch in absehbarer Zeit die Weiterentfaltung dieser Kolonien über ein bescheidenes Maß nicht hinausgehen. Wenn jedoch in der gleichen, unzweifelhaft besten und zukunftsvollsten Richtung, nämlich nach Westen, die trefflichsten und schönsten Villenkolonien nur langsam wachsen, obwohl ihre Entfernung von Berlin eine so geringe ist, daß innerhalb von zehn Jahren Berlin bis zu ihnen, ja über sie hinaus vorge drungen sein muß — dann ist dies eben nur aus der Schwerfälligkeit zu erklären, die der Berliner dem Gedanken eines Hinausgehens aus

dem Bannkreise seiner gewohnten Trottoirs entgegengesetzt. Da ist denn vielleicht die Annahme gerechtfertigt, daß die Folgen des Maurerstreiks den Geist der Berliner behender machen werden. Wenn einmal die Mieten in der Stadt um fünfzig Prozent mehr gestiegen sein werden, dann besinnt sich doch vielleicht mancher Berliner auf das einzige Mittel, welches es giebt, um mit seiner Familie auf die Dauer der Mietwohnungsmisere zu entfliehen: den Bau oder die Erwerbung eines eignen Hauses, dem, schon damit dem Elemente der Spekulation auf die Zukunft auch sein Recht wird, der Garten nicht fehlen darf.

Noch ist Berlin keine Musterstadt für Deutschland, und noch vieles fehlt, ehe es alle Annehmlichkeiten anderer deutschen Städte soweit möglich in sich vereinigt. Eine weniger sparsame Ausnutzung des Baulerrains und die Entstehung ausgedehnter Villenstraßen im Westen und Südwesten von Berlin würde sehr dazu beitragen, die Annehmlichkeiten sowohl des dauernden Wohnens wie des flüchtigen Aufenthaltes in Berlin zu erhöhen. Ohne bessere Häuser- und Mietpreise ist aber beides nicht möglich — das mag hart sein, aber es ist gegen diese innere Notwendigkeit nicht anzukämpfen. Insofern der große Maurerstreik des Sommers 1885 der Bevölkerung von Berlin die Sachlage schärfer vor Augen rückt und sie zum alsbaldigen Bruche mit der bisher befolgten Straßenpolitik veranlaßt, wird diese, jetzt so vielbeklagnete Angelegenheit als ein Wendepunkt zum Bessern bezeichnet werden dürfen.



Heinrich Leuthold.



aß man heutzutage, in dieser der ersten Lyrik so abholden Zeit, in die Lage kommen kann, der Überschätzung eines Lyrikers, der nicht banal wie Mirza Schaffy oder sorglos heiter wie Baumbach ist, entgegenzutreten, ist wohl eine seltene Erscheinung, und doch ist dies mit einer gewissen Berechtigung geschehen, und zwar von einem ernstern, der Wahrheit ehrlich und gewissenhaft nachstrebenden Manne. Als vor sechs Jahren die Gedichte Heinrich Leutholds zum erstenmale erschienen waren und sich zugleich die Nachricht verbreitete, der Dichter sei ins Irrenhaus zu Zürich gebracht worden (wo er auch bald nach seiner Aufnahme, am 1. Juli 1879, starb), da waren viele Schriftsteller gleich mit der Parole fertig: „Wieder einer in der tragischen Reihe der Hölderlin, Heinrich von Kleist, Lenau“ (S. S. Honegger, „Unsre Zeit“ 1880, I, 241), und ohne nähere Untersuchung auf ihren Wahr-